

Henry

Tom kennt Henry, irgendwie, nicht besonders gut. Er trifft ihn beiläufig auf dem Gelände des Campus. Henry ruft ihm zu: „Komm doch vorbei, am Samstag, da feiere ich Einjähriges!“ Gut genug für eine Party, denkt Tom. Henry drückt ihm einen kleinen Zettel in die Hand. Ein einfacher Ausdruck mit der Adresse. Die Schrift ist leicht verwischt.

Samstagabend, Tom macht sich auf den Weg zum Waldgebiet am Stadtrand. Ein Garten soll es sein. Er ist schwer zu finden. Das Navi am Fahrradlenker führt in die Irre. Ein älterer Herr mit einem jungen Hund kommt ihm entgegen. Tom zeigt ihm den Zettel und fragt nach dem Weg.

Wald, lautloses Schwärmen der Mücken um die Blätter der Bäume. Ein kleiner Weg wird sichtbar, ein paar vereinzelte Häuser. Tom nähert sich langsam. Irgendwo steigt Rauch auf. Es riecht nach Sommer und nach verbranntem Holz. Stimmen werden lauter. Zuerst das hellere Lachen der Frauen. Leute unterhalten sich, meist junge. Tom öffnet das Tor des niedrigen Gartenzauns. Eigentlich könnte er darüber steigen. Das Tor gibt ihm knarrend den Weg frei in den verwilderten, struppigen Garten. Einige, wenige Gesichter kommen ihm bekannt vor, wahrscheinlich vom Campus. Tom spricht nicht viel, spricht niemanden an, wird kaum angesprochen.

„Und du kennst Henry?“ So, oder so ähnlich, und dann ist es schon wieder vorbei.

Tom schlendert dorthin, wo sich alle versammeln, an einer langen gedeckten Tafel vor dem verwahrlosten Haus. Mehrere Grills sind zu einem Ensemble zusammengedrückt. Davor steht Henry in Hawaiihemd, verwaschenen Shorts und Sandalen.

„Da bist du ja, alter Junge“, ruft er lachend. „Komm her! Sieh dir das an!“ Henry wendet mit sicherer Hand eine Art Burger.

„Fällt dir was auf?“, fragt Henry.

„Sie sehen irgendwie alle gleich aus“, sagt Tom, „gleich hoch, gleich groß, gleich rund.“

„Nachschub!“, fordern die Leute am Tisch johlend. Vor ihnen stehen Salate, Saucen, Ketchup, Bier, Wein oder was davon noch übrig ist. Eine junge Frau mit Seitenscheitel, flatterndem Haar und großer Hornbrille kommt aus dem Keller. In den Armen hält sie Aluboxen wie ein Paketbote.

„Darf ich dir Maya vorstellen, meine Freundin?“, sagt Henry, während er seine Gäste bedient.

„Hallo“, sagt Tom. Er möchte durch die schimmernden Brillengläser in ihre Augen sehen. Doch er schaut vorbei.

„Komm mit“, sagt sie.

Tom blickt ihr nach. Dann folgt er ihr die schmalen, brüchigen Stufen hinunter in den Keller. Dünnes Licht flackert leise britzelnd aus alten Neonröhren. Darunter liegt ein gleichmäßiges, mehrstimmiges Surren. Dünne Metallarme bewegen sich eifrig hin und her. Ihre Schatten tanzen an der Kellerwand. An den Enden der Arme speien kleine Düsen dünne Fäden aus. Daraus werden langsam gleichmäßige Kreise.

„Cellburger nenne ich sie“, sagt Henry grinsend. „Maya managt das alles hier. Ich verstehe nichts davon.“ Er nimmt eine Scheibe und beißt hinein. Tom schaut ihn an, mit leicht geöffnetem Mund

„Das ist noch nicht alles“, sagt Henry. „Du studierst doch Humanbiologie, oder?“

Tom nickt.

„Das Beste ist das hier!“ Henry klopft sich mit der Hand auf die Seite und schiebt das Hawaiihemd hoch. „Seit einem Jahr alles neu!“ strahlt er.

„Wie meinst du das?“, fragt Tom.

„Meine Nieren waren keinen Pfifferling mehr wert nach dem Unfall. In der Uniklinik haben sie auch so was“, sagt Henry und zeigt auf die Drucker. „Nur besser. Passt wie angegossen!“ Er nimmt noch eine Scheibe und reicht sie Tom. „Hier, probier mal!“

„Danke, jetzt gerade nicht“, sagt Tom.

Hanna

Hanna blieb stehen, am Fuß des Hügels am Stadtrand. Sie schaute hinauf, schaute lange, und kehrte wieder um. Ihr Dackel überholte sie. Er umkreiste sie mit seine kurzen Beinen, einmal, zweimal. Er sah an ihr hoch, als wollte er sagen: Beeil dich! Aber sie konnte nicht schneller. Irgendwann konnte sie gar nichts mehr. Den schmalen Schlauch zwischen den Lippen, die immer dunkler, immer blauer wurden, von Tag zu Tag. Das Saugen fiel ihr schwer. Es war, als bliebe ihr der Atem stehen. Angst stieg auf, Panik, keine Luft mehr, nicht genug für sie. Dann floss es wieder, für einem Moment. Ein dünner Faden, den sie sparsam einsaugte. Ihre Schwester nahm den Hund zu sich, als fast nichts mehr möglich war. Sie hatten alles schon besprochen, was passieren sollte. Mit dem Hund, dem Garten, dem Haus, dem Grab, ihrem Grab. Eine Urne sollte es sein, etwas Einfaches, Unauffälliges.

Hannah geht jetzt wieder. Sie bewegt sich zur Aussicht, langsam, ohne innezuhalten. Sie kommt vorwärts, Schritt für Schritt. Der Hund ist gleichauf, Fuß an Fuß. Vielleicht geht jetzt alles, was sie sich vorgenommen hat. Vielleicht wird sie sich wieder um den Vorgarten kümmern, Pflanzen gießen, Rasen mähen. In ein Café einkehren, mit ihrer Schwester. Und jetzt? Vielleicht kann sie sogar verreisen. Warum eigentlich sie? Warum hatte erst sie solches Pech, und jetzt solches Glück? Sie tut das, was sie wieder tun kann. Seit dem Tag, als der Anruf kam: Die Lunge ist da. Ihre neue Lunge. Jetzt stellt sie keine Fragen mehr.

Sie kommt oben an. Sie öffnet ihren Mund und traut ihrem Atem, ihrer Stimme nicht. Wird sie durchhalten?

„Hallo!“

In der Ferne, in dem Haus am Wegesrand, schließt sich ein Fenster. Die schon wieder, denkt Hanna. Die, die früher immer herausschaute. Die gleich abwinkte, sobald sie sie sah. Ja, mach doch zu, wenn es dir nicht passt! *Etwas sichtbar, detail*

„Hallooo!“ ruft sie, so laut sie kann. „Ich bin wieder da!“

Sie und Chris

Sie kann es nicht zulassen. Sie weiß, dass sie warten. Die anderen, so viele Patienten, denen es sehr schlecht geht, die sich an jeden Strohhalm klammern. Wie würde es mir gehen, fragt sie sich. Und dann hat sie diesen Film gesehen. Über den Vater, der alles tun würde für sein krankes Kind. Wenn sie tot wäre, dann bräuchte sie ihre Lungen nicht mehr. Und dann kämen die Würmer und die Maden, oder sie würde einfach verbrannt. Dann wären ihre Lungen nur noch Asche. Dabei könnte jemand anderes damit wieder atmen. Was für eine Verschwendung. Sie beschließt, sie zu spenden, wenn sie einmal tot ist. Und alles andere auch. Aber das passiert sowie so nie, oder wenn, dann ist es lange hin, weit weg, irgendwann einmal.

Doch eines Tages geht alles ganz schnell. Sie überholt, die Sonne blendet. Sie kommt von der Straße ab. Der Baum steht einfach im Weg, ausgerechnet hier, ausgerechnet jetzt. Sie ist bewusstlos. Etliche Autos fahren vorbei. Eins hält schließlich an. Der Fahrer spricht sie an, keine Antwort. Rettungswagen, Polizei. Helfer tragen ihre Handtasche hinterher. Sie wird ins Krankenhaus gebracht. Ihr Herz schlägt. Doch sie reagiert nicht mehr.

„Sie ist tot“, sagen die Ärzte, Hirntod. Keine Reflexe, keine Hoffnung mehr. Sie ist nicht mehr da.

„Der Wille der Patientin ist eindeutig dokumentiert. Wir machen jetzt einige Tests. Wir bitten Sie um Verständnis“, sagt eine Ärztin. Chris sitzt am Bett, hält ihre Hand. Der Körper ist warm. Das Herz schlägt weiter. Die Handtasche. Jetzt haben ihren verdammt Spenderausweis. Chris wollte es ihr ausreden, damals. Es war sinnlos. Chris soll aus dem Zimmer gehen. Der Fernseher läuft noch. Eine Tierdoku. Ein Elefant hat sich verletzt. Ein Pfleger kümmert sich um ihn. Wie kann das sein? Sie ist nicht tot. Das Herz schlägt doch. Chris ist wieder im Raum.

„Hat sie sonst noch Angehörige?“, fragt die Ärztin.

„Nein, die Eltern sind jung gestorben. Sie hat keine Geschwister, keine Kinder“, sagt Chris, ohne aufzuschauen.

„Sie müssen sich jetzt verabschieden“, sagt die Ärztin irgendwann. Das geschäftige Personal geht kurz hinaus. Es kann nicht sein, es kann nicht sein. Chris schaut auf den Bildschirm neben dem Bett. Der Monitor

zeigt keine Signale.

„Wir haben alle Tests durchgeführt“, sagt ein anderer Arzt.

Chris will schreien und sie alle hinauswerfen. Und bleibt doch einfach neben dem Bett sitzen, hält die warme Hand und verlässt dann langsam das Zimmer. Das Bett rollt heraus, den langen Gang hinunter und verschwindet hinter einer Tür mit der Aufschrift „Kein Zutritt“.

Chris will sie noch einmal sehen, vor der Bestattung. Chris sieht sie an, ohne Worte, ohne Tränen. Nur ein leichtes Zittern. Herz, Lungen, Nieren, Becken, Augen sind mit Blaulicht auf dem Weg quer durch Europa. Ein Pfleger hat ihr das gesagt, obwohl er es nicht durfte. Der Körper ist bleich. Die Hände rundlich und wächsern gelb. Das ist von dieser Flüssigkeit, die sie statt Blut im Körper hat. Eine notdürftig verborgene Narbe kriecht unter dem Gewand am Hals hoch. Die Lider sind verschlossen. Darunter liegen Glasaugen. Ihre sterbliche Hülle.

© Simone Schmidt, 2019/2020

Lektorat Claudia Johanna Bauer

Texte zum Kunstprojekt Futur3D – auf Herz und Nieren

<https://zebrazone.de/blog/2019/06/futur3-auf-herz-und-nieren/>